

Der Wohlfühl-campus

Nach dem Masterplan sollte eine dichte moderne europäische Stadt für die Angestellten von Novartis entstehen – mit allem, was urbanes Leben braucht. Alles ist zu ihrem Wohle eingerichtet, alles funktioniert – bis man an ihre Mauern stößt.



TITELTHEMA

MASTERPLAN
Vittorio Magnago Lampugnani

KRITIK
Christiane Müller

FOTOS
Novartis

Adolf Krischanitz

Frank O. Gehry

Rafael Moneo

Studio di
Architettura

Peter Märkli

Diener & Diener, Gerold Wiederlin
Helmut Federle



Tadao Ando

Marco Serra

Sanaa

Eduardo Souto de Moura

Alvaro Siza

David Chipperfield

Fumihiko Maki

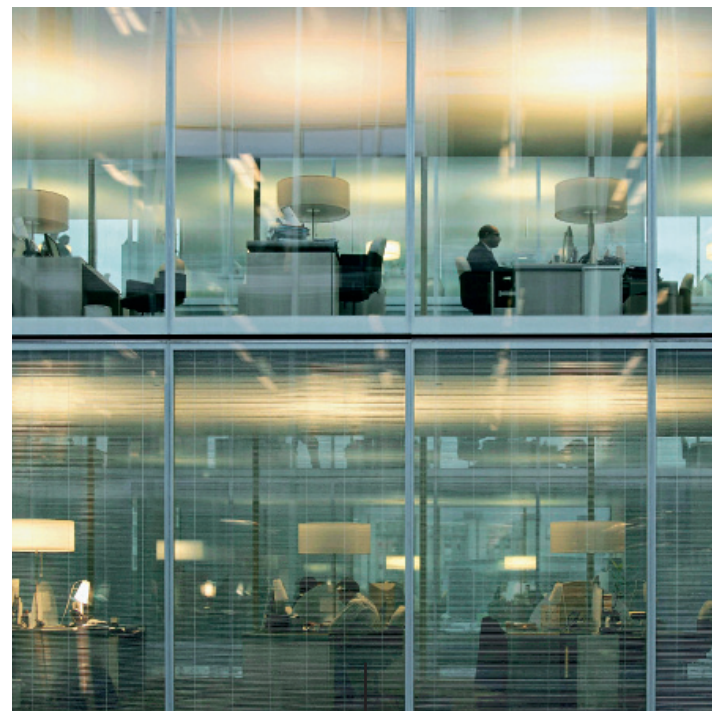
Yoshio Taniguchi



Einzigiger Zugang zum Novartis-Campus für Fremde – der gläserne Empfangspavillon von Marco Serra



„7 Steine“ aus Granit von dem Bildhauer Ulrich Rückriem



Scheinbare Transparenz – Sanaas Bürogebäude aus der Nähe. Die Inneneinrichtung stammt von keiner geringeren als Andrée Putman.

An der internen „Fabrikstraße“ reiht sich die Architekturprominenz auf. Linke Seite: das „Forum“ mit den Bauten von Peter Märkli (links im Bild), Sanaa (Mitte) und Diener & Diener, Gerold Wiederin und Helmut Federle (rechts)

Z

uerst fällt die Trennung auf: Basel und der Novartis-Campus sind zwei verschiedene Sphären. Das Firmengelände ist abgeschirmt, es lässt sich nur nach Anmeldung betreten. Ein flacher Glaspavillon bildet den einzigen Zugang für Besucher. Er gibt den Blick frei auf ein dahinter liegendes, stark verdichtetes Areal mit offenbar streng funktionaler Architektur, die Eleganz sucht und Raffinesse verspricht. Vom Pavillon geleitet uns eine etwa 50 Meter lange verglaste Passage durch einen großen Park, den man an dieser Stelle so nahe der lauten Voltastraße und der Autobahn nicht vermutet hätte. Sie funktioniert wie eine Schleuse zwischen der Welt draußen und dem Inneren des Novartis-Geländes und bringt uns – regengeschützt und ohne Umwege – zum Herzstück des Campus: dem „Forum“, das den Beginn der „Fabrikstraße“, der Hauptachse des Geländes, markiert. Hier beginnt sie also, die „Stadt“.

An einer unendlich lang wirkenden Straße reißen sich vom zentralen Platz aus in regelmäßigen Abständen die Gebäude auf; unterbrochen wird die Kette nur durch eine Sequenz von Plätzen mit Cafés und Restaurants. Überhaupt findet man entlang der Hauptstraße alles, was das Herz begehrt: Apotheke, chemische Reinigung, Post- und Bankschalter, Fitnesscenter und Kindergarten. Schnell wird deutlich, dass diese Straße der alltägliche Begegnungsort des Campus ist. Wie in einer Stadt kann man sich hier mittags zum Essen verabreden oder gemeinsam einen Café trinken gehen. Doch es fällt mir schwer, Blickbezüge zwischen den verschiedenen Räumen des Areals herzustellen und so das Gelände in seiner Gesamtheit zu erfassen. Vielleicht liegt das daran, dass alle neuen Gebäude gleich hoch sind. Vittorio Magnago Lampugnani hatte für den

Masterplan, mit dem die Neugestaltung des Campus seit 2001 vorangetrieben wird, strenge Vorgaben gemacht: eine einheitliche Gebäudehöhe von 24 Metern, ein Atrium oder Lichthof im Gebäudeinneren sowie einen Arkadenraum hin zur Fabrikstraße. Die Gebäudehöhe ergibt sich aus dem Wunsch, aus jedem Gebäude auf etwas Weites oder Grünes blicken zu können. Und weil die Gebäude recht nah beieinander stehen, bleibt dadurch auch die natürliche Belichtung bis in die unteren Geschosse gewährleistet. Lediglich Teile der alten Bebauung wie beispielsweise das Novartis-Hochhaus überragen die neueren Bauten noch um einige Geschosse und bieten so eine gewisse Orientierungsmöglichkeit.

Ein Stadtplanungskorsett

Die zweite Vorgabe, jedes Gebäude mit einem Atrium auszustatten, soll nicht nur die Belichtung bis in die Gebäudetiefe sicherstellen, der offene Lichthof dient auch als zentraler Kommunikationsraum. Die offen gehaltenen Bürolandschaften treffen hier aufeinander. Eine ungezwungene Art, Wissen auszutauschen, gehört zur Unternehmensphilosophie von Novartis und wird gefördert, denn schließlich glaubt man, dass über diese Wege die besten Ideen geboren werden. Einzelbüros gehören der Vergangenheit an. Die Mitarbeiter sollen jederzeit ihren Laptop nehmen und an jedem beliebigen Ort des Areals arbeiten können: im Park oder im konzerneigenen Birkenwäldchen, in der Lounge oder der Espresso-Bar.

A

ls Novartis nach der Fusion der Unternehmen Sandoz und Ciba-Geigy AG den Campus 1996 übernahm, stellte sich schnell die

Frage nach dem künftigen Umgang mit dem Werksareal. Denn das unattraktive Industriegelände bot wenig Grün und reichlich graue Tristesse. Auch sonst konnte es mit keinen nennenswerten Standortfaktoren aufwarten, die ja im Konkurrenzkampf um internationale Spitzenforscher entscheidend sein können. Deshalb beschloss das Unternehmen, sukzessive die gesamte Produktion zu verlagern und einen rein forschungs- und entwicklungsorientierten Campus aufzubauen. Bis 2030 soll hier für 10.000 bis 12.000 Mitarbeiter ein attraktives Arbeitsumfeld entstanden sein. Wohnraum ist jedoch nicht vorgesehen – Novartis bietet seinen Mitarbeitern zwar einen echten Wohlfühlcampus mit einem Rundum-sorglos-Paket, aber für das Wohnen ist die Stadt außerhalb des Campus da. Das führt dazu, dass es hier am Abend sehr still wird. Und weil das Gelände so abgeriegelt ist, kann auch kein Anwohner das Areal durchqueren, es bleibt schlicht ungenutzt. Ein großer stiller Raum inmitten des umtriebigen Voltaviertels. Dabei sollte doch der moderne Campus als Motor für die Entwicklung des bis dahin vernachlässigten Voltaviertels dienen.

Architekturprominenz

Auf dem Gelände selbst prägen nun statt Fabrikhallen architektonische Wahrzeichen das Stadtbild. Sie sind zugleich so etwas wie die persönliche Visitenkarte des jeweiligen Architekten: Lampugnani klassisch durchdeklinierter Bau mit streng gegliederten Arkaden und Deckenmosaik; Sanaas filigrant-transparentes Bürogebäude, das im Baseler Himmel zu entschwinden scheint und die Umgebungsbauten dabei so stark widerspiegelt, das es völlig immateriell erscheint; Gehrys dekonstruktiver Glasbau, der der Strenge und Geometrie der Fabrikstraße einen Kontrapunkt entgegensetzt; und schließlich Tadao Andos dreieckiger Sichtbetonbau mit dem berühmten Schalfelmuster, das die Größe japanischer Tatami-Matten aufnimmt.

Bei der Neugestaltung des Campus schwebte Vittorio Lampugnani von Anfang an die Idee einer Stadt in der Stadt vor: Verschiedene Baustile sollten zu sehen sein, deshalb trägt jedes Gebäude die Handschrift eines anderen internationalen Architekten. Der Fokus lag von Anfang an auf der Fertigstellung der Bauten entlang der Hauptstraße, die bis 2015 vollendet sein soll. Die Umwandlung des Werksareals St. Johann in einen Campus des Wissens ist ein Jahrzehnte andauernder Prozess, bei dem sukzessive alle obsoleteren Gebäude ersetzt werden. Insofern unterscheidet sich die Entwicklung des Novartis-Campus nicht von dem klassischen Transformationsprozess einer Stadt. Hier wie dort gibt es ein über Jahre angelegtes kontinuierliches Weiterwachsen, das ein flexibles Anpassen an neue Situationen und Herausforderungen ermöglicht. Hier entsteht durch das Nebeneinander von alter, historischer Bebauung mit den neuen Gebäuden durchaus ein integriertes Stadtgefühl. Zu sehen ist das beispielsweise am Forum, wo die neuesten Bauten von Sanaa, Diener und Diener, Märkli und Lampugnani dem noch heute als Sitz der Hauptverwaltung genutzten Gebäude von Eckenstein und Kelterborn aus dem Jahr 1939 selbstbewusst gegenüber stehen.

Z

iel der Planung ist also die Fähigkeit, urbane Qualitäten zu erzeugen. Deswegen folgt auch die Bebauung einem rechtwinkligen Raster aus wohlproportionierten Fußgängerstraßen, in dem jedes der über fünfzig Gebäude einen eigenen Straßenblock ausbildet. Doch wie lassen sich die Konventionen einer typischen Firmenenklave vermeiden und das Gefühl einer Kleinstadt vermitteln? Lampugnani wählte dafür altbewährte Elemente eines traditionellen Stadtbilds:

Arkaden, zweireihige Baumreihen, damit die Straße den Charakter einer Allee trägt, Bürgersteige, eigens entworfene Straßenlampen und Bushaltestellen. Trotz dieser achtbaren Versuche, ein echtes Stadtgefühl zu generieren, bleibt ein grundsätzliches Problem: Obwohl die Architekten den Campus so gestalten, als seien die Gebäude Teil von Struktur, Maßstab und Vielfalt des urbanen Ganzen, können sie nicht an das urbane Gefüge der Altstadt anknüpfen. Denn das Areal ist vom übrigen Basel durch ein breites Band aus Landschaftsarchitektur getrennt. Im Norden stößt das 20 Hektar große Grundstück an die französische Grenze, im Osten an das Rheinufer und im Süden an den großen Park, der den Eingangsbereich von einer mehrspurigen Verkehrsader abschirmt. Im Westen ist die räumliche Trennung am deutlichsten spürbar: Hier stößt das Gelände an ein fragmentiertes Wohngebiet mit Blockrandbebauung aus dem letzten Jahrhundert. Zu diesen natürlichen Grenzen kommen noch die gebauten hinzu. Zunächst fällt mir gar nicht auf, wie stark das Gelände abgeriegelt ist. Doch beim genaueren Hinsehen, wird man das Gefühl nicht los, Teil einer Enklave zu sein: Am Ende der Hauptstraße etwa blockiert eine fünf Meter hohe Mauer den Blick nach außen. Und hinter dem schönen Forum markieren engmaschige Zäune eine scharfe Grenze zwischen der äußeren und der inneren Stadt.

Von hier ist die Stadt zwar zu sehen, aber eben nur das, was sich oberhalb der Zaunhöhe abspielt. Man sieht die umliegenden Bewohner, wie sie über ihre Balkone gebeugt Teppiche ausschütteln, dahinter leuchtet der orangefarbene Schriftzug des Coop-Supermarkts. Man hört auch die Tram am nahegelegenen Voltaplatz vorbeifahren und das Hupen der vielen Autos in Richtung Autobahn. Trotz alledem bleiben das nur Beobachtungen aus der Ferne. Selbst wenn man wollte, man könnte nicht mal eben nach Dienstschluss zur vorbeifahrenden Tram hinüber laufen. Dafür müsste man erst das richtige Tor im Zaun finden – es gibt

Kunst im Quartier.
Auch Richard Serras
rostige Skulptur
„Dirk's Pod“ kann nicht
darüber hinweg täu-
schen, dass die Novar-
tis-Welt hier abrupt an
der Mauer endet.

insgesamt nur fünf Ausgänge – und dann im großen Bogen zur Haltestelle laufen. Obwohl diese Umzäunungen von Künstlern bewusst freundlich gestaltet wurden – etwa das „Lettergate“ von Alan Fletcher an der Südseite und „The Wonderwall“ am westlichen Rand der Anlage, können sie nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich hier eine Stadt im Kleinform von ihrer Umgebung abschottet. Natürlich handelt es sich bei dem Fabrikgelände eines Pharmaziekonzerns um einen hochsensiblen Bereich, der Zugangskontrollen und einer strengen Abschirmung bedarf. Aber hätte diese räumliche Trennung nicht dezent ausfallen können? Denkbar wären Zugangskontrollen zu den einzelnen Gebäuden, wie man sie von Bank- oder Gerichtsgebäuden kennt und dafür ein Verzicht auf die totale Abschottung des Geländes. Oder zumindest einen für die Bevölkerung zugänglichen Fußgängerweg, der das Areal durchqueren und so das Voltaviertel mit dem Rheinufer verbinden könnte? Dann würde diese Anlage auch noch am Abend belebt sein und sich nicht in Geisterhaftigkeit verlieren.

Dem Gatter entfliehen

Einen ersten Versuch, das städtische Umfeld mit dem Campus-Areal zu verweben, stellt die Planung eines Bürogebäudes von Herzog & de Meuron inklusive Restaurant im Erdgeschoss dar. Direkt am Rheinufer gelegen nimmt es eine besondere Stellung unter den neuen Gebäuden ein. Die exponierte Lage erlaubt eine öffentliche Nutzung des Restaurants, das direkt über das Rheinufer erschlossen wird. Durch die Ausdehnung des Areals in Richtung Westen muss der Hafen St. Johann zwar stadtauswärts verlegt werden. Doch Novartis verpflichtet sich im Gegenzug dazu, der Bevölkerung einen etwa zwölf Meter breiten Streifen in Form einer neuen Uferpromenade zurückzugeben. Zum ersten Mal wird es dann möglich sein, auf der Großbasler Rheinseite vom Stadtzentrum direkt nach Hünigen zu gelangen. Auch diese öffentliche Erholungszone wird



Links: Die Künstlerin Eva Schlegel hat die Scheiben der gläsernen Passerelle mit unscharfem Text bedruckt.



Auf dem ganzen Gelände spielt die Gestaltung der Freiräume mit Kunst und Sitzgelegenheiten eine große Rolle.

Darf als einziger aus dem strengen Rahmen fallen: Frank Gehry

Lageplan

- 1 Eingangspavillon
- 2 Hauptplatz „Forum“
- 3 Hauptachse Fabrikstraße
- 4 französische Grenze
- 5 Parkplätze
- 6 neue Uferpromenade



durch eine fünf Meter hohe Mauer vom Gelände abgeschirmt werden, doch in dem öffentlichen Restaurant verzahnt sich der öffentliche mit dem firmeninternen Raum. Hier ist Durchmischung ausdrücklich erwünscht. Doch noch eine Sache ist besonders: Dieser Bau wird ausnahmsweise über 65 Meter hoch werden. Denn man wünschte sich an dieser Stelle ein stadtbildprägendes Wahrzeichen.

Vielfältige Arbeitsplätze

Vielfältig sind die Orte, an denen man seiner Arbeit nachgehen kann: der eigene Schreibtisch, der offene Besprechungsbeereich, die geschlossenen Konferenzräume oder gar die Couch. Und wen es nach draußen zieht, der kann an den Tischen der Piazza Platz nehmen oder seine Daten gleich vom Liegestuhl aus durchgehen. Meetings unter freiem Himmel, ganz leger ohne Konferenzstühle und Beamer? Bei Novartis ist das möglich. Outdoor-Möbel, die frei beweglich sind unterstützt von Wifi sollen die Mitarbeiter dazu ermuntern, informelle Meetings abzuhalten. Getraut hat sich das am Anfang jedoch niemand. Wer will schon gerne vor den Augen der Chefetage ohne Sakko in der Sonne sitzen, mit Latte Macchiato in der Hand und Laptop auf dem Tisch? Und so musste die Geschäftsleitung erst zwei Wochen lang vormachen, was doch eigentlich selbstverständlich geschehen sollte. Hierin zeigt sich, wie wenig sich das geplante Aneignen von Räumen, das Nachahmen städtischer Situationen, planen lässt.

Nach dem „Stadt in der Stadt“-Konzept gibt es Sushi im Sanaa-Gebäude, Pasta bei Lampugnani und Tapas bei Moneo. Es soll den Mitarbeitern an nichts fehlen. Nur das sie ihr Weg niemals aus dem Areal herausführt. Für Raucher gibt es extra ausgewiesene Zonen an den fünf Ausgängen, Stillräume für junge Mütter und einen Kindergarten für ältere Kinder. Hunde sind auf dem gesamten Gelände nicht gestattet. Es gibt also für jedes

Bedürfnis den passenden Ort – aber wehe dem, der die abgesteckten Bereiche durcheinander bringt. Man stelle sich vor, der Hund im Kindergarten, die stillende Mutter am Raucherausgang und der Weintrinkende Vater auf den chinesischen Polstergruppen. Dabei wünscht Novartis sich doch ausdrücklich Mitarbeiter, die „out of the Box“, also quer denken. Aber soviel Spontaneität ist dann doch nicht erwünscht.

M

an merkt dieser Kleinstadt an, dass sie bis ins kleinste Detail durchgeplant wurde. Nichts wurde dem Zufall oder dem kreativen Geist der Mitarbeiter überlassen. Ihre Entfaltungsmöglichkeiten münden im Umherschleichen der Gartenmöbel. Interaktion – auch das ein Charakteristikum der echten Stadt – wird hier durch Parkanlagen und Alleen, durch Cafés und Lounges sichergestellt. Doch ist nicht gerade das spontane Aneignen unbestimmter Räume das, was Stadt ausmacht? Übertragen auf den Arbeitsalltag eines Mitarbeiters könnte das heißen, auf dem steinernen Rand eines Brunnens Platz zu nehmen oder mit einem Cafébecher im Schatten der Arkaden über neue Produkte nachzudenken. Dafür braucht es keine von Designern gestaltete Sitzgruppe und vorbestimmten Begegnungsflächen, sondern Räume für Spontaneität. Keine festen Nutzungen, sondern Orte, die Entfaltungsmöglichkeiten bieten. Unabhängig von unternehmerischen Zielsetzungen. Ebenso wenig wird ein geplantes Szenelokal jemals ein wirklicher „Szene“-Ort werden. Denn diese Einrichtungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie sich ihre Plätze selbst suchen und oft an den absurdesten Orten entstehen. In dunklen Kellergewölben, in abgelegenen Hintergassen, in einer ehemaligen Metzgerei

oder in brachliegenden Fabrikhallen. Kurzum dort wo es niemand erwartet und mit Sicherheit nicht geplant hätte.

D

ie Macher haben mit der Neugestaltung des Novartis-Campus jedenfalls ein ultramodernes und gleichzeitig funktional wie ästhetisch gefälliges Arbeitsumfeld geschaffen, das aber keine offene Stadt ist, sondern eine umzäunte. Eine „gated community“, über die auch die luxuriöse Ausstattung, die das Werksareal in einen Wohlfühlcampus verwandelt, nicht hinwegtäuschen kann. Denn ähnlich einer Oase in der Wüste trägt der Novartis-Campus den Charakter einer Insel. Man kommt sich hier ziemlich isoliert vor. Natürlich ist die Gesamtkonzeption des Areals spannend und die Architektur im Einzelnen ziemlich beeindruckend. Aber auch die Gigantomanie dieses Projekts kann nicht verhindern, dass kein echtes Stadtgefühl aufkommen mag. Und was defilierte da noch mal in Sekundenbruchteilen auf Jenny Holzers LED-bespielte Tafel an der Säulenhalle des Visitor Centers vorbei? „Du bist ein Opfer der Regeln, nach denen du lebst“.

